

**Der Herr von Daimler trug einen Tirolerhut, im KZ
Mannheim und seine polnischen Zwangsarbeiter.
Die Geschichte einer Beziehung**

Die Woche, April 1999

Diese Geschichte handelt von einem Stadtteil in Mannheim, von einigen alten Leuten in Warschau und von Daimler Benz. Sie handelt davon, dass es für eine Vergangenheit drei Sorten Gegenwart geben kann.

Der Herr von Daimler Benz trug einen Tirolerhut, damals im KZ Dachau, an einem Septembertag 1944. Franz Eschenlohr hieß er, Oberingenieur bei Daimler Mannheim. An dieses Hütchen mit der neckischen Feder werden sich manche Häftlinge noch ein halbes Jahrhundert später erinnern, und an das Gesicht darunter, ein Gesicht wie Stein, sagen sie. Die Häftlinge waren nackt, damit der Mann mit dem Hütchen sehen konnte, ob sie kräftig genug wären für die Lastwagen-Produktion im Mannheimer Werk. Eschenlohr suchte sich 1060 Männer aus, junge Polen allesamt, eine Woche zuvor erst zusammengetrieben auf den Straßen des besetzten Warschau. Noch am gleichen Abend rumpelten Viehwaggons Richtung Mannheim.

Eugeniusz Szobski, 20 Jahre, war in dieser Nacht im Waggon schon ein Überlebender. Er hatte beim Warschauer Aufstand gekämpft, mit Gewehr und Handgranaten das Warschauer Rathaus versucht zu verteidigen, und dann hatte er gesehen, wie seine Stadt und ihre Bewohner verbrannten, unter den Flammenwerfern der Deutschen, Straße für Straße. Die Bilder, die der 20jährige in der Seele trug, würden ihn nie mehr verlassen.

Als die Häftlinge in Mannheim ankamen, wurden sie neu etikettiert. Szobski, Nr. 104979 im KZ Dachau, wurde zur Nr. 29867 des KZ Natzweiler. Natzweiler war weit weg, im Elsaß, aber in der peniblen Buchführung zwischen SS und Unternehmen war das KZ Natzweiler für den Arbeitskräftebedarf von Daimler Benz zuständig. Es war damals üblich, sogenannte KZ-Außenkommandos in der Nähe großer Betriebe einzurichten. Das Lager, das die Stadt Mannheim zu diesem Zweck Daimler Benz vermietete, war eine Schule. So kam es, dass die Knabenschule in der Kriegerstraße im Mannheimer Stadtteil Sandhofen zur Dependence eines elsäbischen Konzentrationslagers wurde, von September 1944 bis März 1945. In den Unterlagen der SS hieß die Schule fortan „Außenlager Daimler Benz“.

Als die 1060 Zwangsarbeiter in gestreifter KZ-Kluft das erste Mal durch Sandhofen marschierten, wurden sie von Anwohnern mit Steinen und Abfall beworfen.

Die Kriegerstraße ist nur 400 Schritte lang, heute wie damals ein dörflich wirkendes Sträßchen mit kleinen Häusern, mit Bäcker, Metzger, Hausratsladen und vier Kneipen, behütet von einer katholischen Kirche am einen Ende und der evangelischen am anderen Ende. Bumm-bumm, bumm-bumm machten die Holzschuhe der KZ-Häftlinge, wenn die Kolonne jeden Morgen um Fünf durch das Sträßchen marschierte, vorbei an Bäcker, Metzger, Hausratsladen und vier Kneipen, an der Bartholomäuskirche auf die Hauptstraße, und dann waren es noch fünf Kilometer Marsch bis zum Werk von Daimler Benz. Abends, nach 12 Stunden Schicht, wankte die Kolonne der Kahlgeschorenen durch das Sträßchen zurück, nur noch durch Kolbenschläge der Bewacher mühsam in Reih und Glied gehalten. Manchmal glitten die Holzschuhe auf vereistem Pflaster aus; Kinder johlten.

Tagesablauf: Wecken um 4, Appell im Schulhof, im Laufschrift einen Schlag Ersatzkaffee fassen, Abmarsch. Im Werk Montage von Achsen und Motoren für den neuen Dreitonner, in der kurzen Pause zwischen zweimal sechs Stunden ein Schlag Suppe von Daimler. Sie bestand, notierte 1994 eine vom Unternehmen beauftragte Historikerin, „überwiegend aus Wasser, durchsetzt mit verfaultem Gemüse und Würmern“. Wer seinen Henkelbecher nicht dabei hatte, bekam die Suppe manchmal in eine Bodenmulde. Rückmarsch, Appell, Bestrafungen, dann ein Stück Brot und ein winziges Stück Margarine. Szobski, vorher ein kräftiger Bursche, hatte Hungerödeme, Elefantenbeine; später noch Typhus. Im Werk versuchten die Häftlinge oft, sich auf die vorbeikommende Fuhr von Essensabfällen aus der Kantine zu stürzen; Prügel.

Unter den verschiedenen Arten ausländischer Zwangsarbeiter, die zu jener Zeit bei Daimler arbeiteten, waren die KZ-Häftlinge die unterste Kaste. Sie auch im Werk zu mißhandeln, war geduldet, mitleidige Hilfe hingegen untersagt. Einem Vergehen im Werk folgte abends die Strafe im Lager, für den Diebstahl von Essen 25 Stockhiebe. Die Kommunikation zwischen Meistern, Werkschutz und SS war eng. Am Morgen des 4. Januar 1944 wurde auf dem Schulhof der Häftling

Marian Krainski gehenkt: wegen angeblicher Sabotage. Krainski, ein Friseur, hatte Achsen nicht paßgenau geschliffen. Ein Meister und ein Abteilungsleiter von Daimler Benz wohnten der Hinrichtung bei. Anwohner stiegen auf einen benachbarten Rohbau, um das Schauspiel im Schulhof zu sehen. -

In der Klasse 4c im ersten Stock der Grundschule Kriegerstraße hängen fröhliche Bilder aus dem Malunterricht; es riecht nach Kreide, Bohnerwachs und Kindern. Nur mit geschlossenen Augen kann man den Geruch von damals erahnen. 65 Männer drängten sich in diesem Klassenzimmer, auf dreistöckigen Holzpritschen dicht an dicht, seit Monaten ohne Seife, die Unterwäsche noch vom Tag der Gefangennahme. In 15 Klassenräumen 1060 Häftlinge; im Erdgeschoß die 60köpfige Wachmannschaft. Durchs Fenster fällt der Blick gleich auf die Nachbarschaft, alles ganz nah hier. Wo jetzt ein Abfallcontainer steht, stand das Haus der „guten Familie“, wie die Häftlinge es nannten. Die Frau warf manchmal heimlich Brot hinunter. Als die Männer bei einem Strafappell auf dem Schulhof stundenlang im Regen ausharren mußten, sahen sie die Frau oben am Fenster weinen.

Keine weiträumige Absperrung trennte das Lager vom Sandhofener Alltag; zur Straße hin der normale Schulzaun, nur der Blick in den Schulhof wurde durch einen Lattenzaun erschwert. Weniges war geheim. In der Gaststätte gegenüber saßen die SSler an ihrem Stammtisch, brüsteten sich angetrunken mit Brutalitäten. Einige Wachleute hatten ihre Familien in der Nähe wohnen, einige pflegten Liebschaften mit Sandhoferinnen. Der Lagerführer, Waldmann hieß er, im Zivilberuf Lehrer, bekam vom evangelischen Pfarrer den Schlüssel für die Kirche nebendran, damit er in seiner Freizeit Orgel spielen konnte. Die Sandhofener arrangierten sich mit dem Lager in ihrer Mitte; es war auch ein Wirtschaftsfaktor. Bauern fuhren die Leichen ab, 22 in diesem halben Jahr, Lungenentzündung.

Von den Anwohnern nach 1945 wie ein Geheimnis gehütet, ging das Wissen vom KZ in der Schule auf eine fast perfekte Weise verloren. Bei der Neueinweihung der Schule im Oktober 1947 verlor niemand ein Wort über die jüngste Geschichte des Hauses. Mehr als zwei Jahrzehnte später, 1968, erreichte den Mannheimer Oberbürgermeister die Anfrage eines mit NS-Ermittlungen beauftragten Staatsanwalts, bar jeder Kenntnis: „Aus welchem Grunde wurde das Lager eingerichtet? Wo wurden die Insassen zur Arbeit eingesetzt?“ Erst 1976 holte die Examensarbeit einer Pädagogikstudentin das Daimler-Lager aus dem Dunkel des Verschweigens. Und erst 1990, nachdem der Mannheimer Stadtjugendring und engagierte Einzelne zehn Jahre lang gedrängt hatten, wurde im Keller der Schule eine Gedenkstätte eingerichtet - gegen den hartnäckigen Widerstand vieler Sandhofener.

Gedenken im Untergrund: Im Keller treffe ich Peter Koppenhöfer, 53 Jahre, Geschichtslehrer an einer anderen Mannheimer Schule. Die Geschehnisse in Sandhofen ans Licht zu zerren und zu dokumentieren, wurde seine private Mission. Er stellte den Kontakt zu vielen ehemaligen Häftlingen her, lernte polnisch, um ihre Briefe zu verstehen, trug mit wissenschaftlicher Akribie verstreute Puzzlestücke zusammen (dieser Artikel profitiert davon.)

Bei seinen Versuchen, Zeitzeugen zu befragen, erfuhr Koppenhöfer, wie die Vergangenheit des Stadtteils heute immer noch unter einer schützenden Decke des Nichtwissens, Nichtssagens liegt. Das Leben in Sandhofen ist beständig, hier leben die Nachkommen der Familien von damals. Eine Anwohnerin erzählte ihm viel; sie wurde fortan von ihren Angehörigen geschnitten, bis auch sie das Schweigen lernte. Das Resultat seiner Recherchen über den Mikrokosmos Sandhofen formuliert Koppenhöfer so: „Zivilisation und Barbarei waren einander stärker angenähert, als es dem Selbstbild der deutschen Gesellschaft entspricht.“

In der Kriegerstraße können manche Leute die Worte KZ-Häftling oder Zwangsarbeiter immer noch nicht aussprechen. Die Frau im Zeitungsladen sagt: „Die Gedenkstätte für die Dingsda, für die Dingsda, jaja, ich weiß, was Sie meinen.“ Die Frau im Hausratsgeschäft erzählt mir lebhaft, wie rege das Leben damals in der Straße war; als ich nach der Gedenkstätte frage, wird sie abrupt schweigsam. „Drinne bin ich nie gewesen, um Gottes Willen!“ Die Sandhofener haben für Daimlers Hungerlager in der Schule ein neutrales Wort gefunden: Männerwohnheim. -

Die Herren von Daimler Benz schrieben immer sehr höflich. Tragisch und bedrückend sei das Thema Zwangsarbeit, schrieben sie, und gerade wegen der Tragweite des Geschehens dürften materielle Aspekte nicht isoliert betrachtet werden. Sie schrieben über Rechtsstandpunkte, Abwägungsprobleme und über die Gefahr einer neuen Bürokratie.

Im Kulturhaus des Warschauer Stadtteils Ochota saß dann eine Gruppe alter Männer und studierte die höflichen Briefe, und dann wurde eine Antwort formuliert, auf einer wackligen Schreibmaschine,

in etwas wackligem Deutsch. In der Antwort stand nichts von der Tragweite des Geschehens, sondern dass Lohn ausstehe für ein halbes Jahr Arbeit bei Daimler Benz, für 60 Männer, die noch leben von den 1060, Belege und KZ-Nummern anbei. So gehen die Briefe hin und her, bis heute.

Die Briefe der ehemaligen Häftlinge schreibt Eugeniusz Szobski. Er ist 74 nun, immer noch eine stattliche Erscheinung, und er sagt in Warschau zur Begrüßung: „Ich kämpfe seit zehn Jahren mit Daimler Benz.“ Szobski hat alte Fotos mitgebracht, von einer „typischen polnischen Familie“, wie er sagt: Der Vater in die Sowjetunion verschleppt, dort verschwunden; die Mutter drei Jahre in Sibirien; sein Zwillingbruder in Auschwitz umgebracht.

Als Szobski nach Kriegsende nach Warschau zurückkehrte, war seine Heimatstadt nur noch „ein geographischer Punkt“. Im Mannheimer Daimler Werk lief zur gleichen Zeit, seit Mai 1945, unter alliierter Besatzung die Produktion des Dreitonners schon weiter. Die Werksanlagen intakt durch die chaotische letzte Kriegsphase zu bringen, war Voraussetzung für die Kontinuität des Erfolgs nach der Stunde Null - und genau deshalb, schreibt der britische Historiker Neil Gregor, habe Daimler Benz bis zum letzten Augenblick in großem Maßstab KZ-Häftlinge eingesetzt. Gregor hatte Zutritt zum Konzernarchiv. „Wir haben alles verloren“, sagt Szobski, „Daimler Benz hat nur gewonnen.“ Aus einer polnischen Stiftung für NS-Verfolgte, mit deutschem Geld ausgestattet, hat er 500 Mark bekommen, „eine Schachtel Zigaretten pro Tag KZ“.

Daimler Benz verleugnet die Vergangenheit des Unternehmens nicht mehr; die Bekundungen „aufrichtigen Bedauerns“ sind längst Textbausteine in den Computern der Kommunikations-Abteilung. Der Konzern hat Besuche ehemaliger Sandhofener Häftlinge in Deutschland bezahlt, hat sie zu einem Vortrag ins Werk eingeladen, der Gedenkstätte Geld gespendet. Aber Lohn, Entschädigung? Nein. „Wir gehen mit unserer Geschichte offen um“, sagt Unternehmenssprecher Jürgen Wittmann, „aber wir sehen keine rechtliche Verpflichtung zu einer individuellen Entschädigung.“

Die alten Männer in Warschau halten ihre Dokumente parat; sie wollen nun in Deutschland klagen gegen Daimler Benz. Sie fordern keine phantastischen Summen wie amerikanische Anwälte; sie fordern Tariflohn und ein Schmerzensgeld. „Wir sind keine Bittsteller.“

Auf dem Heimweg in der Straßenbahn zeigt Eugeniusz Szobski durch die Scheibe auf den Mercedes-Stern, der nun über dem nächtlichen Warschau leuchtet. „Sehen Sie.“ Daimler Benz ist ihm nachgekommen.